

Sven

von Helen Behn

Kurz vor Ende der Spätschicht bin ich zusammen mit dem seit Wochen zugeteilten Praktikanten Oliver an der Ortsgrenze zum Nachbarrevier. Wir haben noch eine letzte Schleife gedreht und laufen nun die Wache wieder an. Es ist kurz vor sieben.

Der Funkspruch des Wachhabenden mit der Frage nach unserem Standort erreicht uns. Es scheint dringend. Ihn hat der Notruf eines Mannes erreicht, der sagte, er hätte seine Frau umgebracht.

Wir schalten Horn und Blaulicht an und machen uns auf den Weg, weg vom Feierabend. Wenn es denn nicht nur ein Spaßanruf gewesen ist.

Auf dem Weg dahin kommt uns, wie sich anhand der zahlreich eingehenden Notrufe des Täters selbst und der Funksprüche der eingesetzten Kollegen herausstellt, der Täter entgegen. Ein roter Kleinwagen, die Silhouette des telefonierenden Mannes, die Lichthupe, wie ein Hilfeschrei, sehe ich noch vor mir. Der andere Streifenwagen ist irgendwo hinter uns auf der Anfahrt. Die Kollegen nehmen den Täter fest, als dieser mit dem Wagen anhält, kurz nachdem er uns passiert. Wir fahren weiter zum Tatort. Vor uns biegt ein Streifenwagen des Nachbarreviers in die bewaldete lange Hofeinfahrt. Idyllisch liegt das Haus von der Straße zurück gesetzt.

Rettungskräfte sind noch nicht zu sehen. Aber ein kleiner Junge und ein älterer Herr. Sven, gerade mal acht Jahre, steht starr vor dem Haus, seine Arme rechtwinkelig in Ohrhöhe, die Hände ganz fest verkrampft auf die Ohren gepresst. Weiß sind sie, blutleer, wie sein Gesicht. Kein Wort, keine Regung, keine Tränen. Ich habe ihn nicht einmal weinen sehen. Dafür habe ich mich weinen fühlen - Tage danach.

Die beiden Kollegen des Nachbarreviers, Oliver und ich, betreten den Flur durch einen Türspalt. Weiter geht die Tür nicht auf, weil das Opfer dahinter auf dem Boden liegt. Im Türspalt bleibe ich mit meinen Ausrüstungsgegen-

ständen hängen und schiebe beim Eintreten den Kopf des Opfers zur Seite. Blutlachen auf dem Boden, Flecke und Wischspuren an den Wänden. Es riecht süßlich, warm. Aber viel mehr scheine ich mit dem Eintreten nicht anrichten zu können. Wir hatten uns vorher geeinigt: Ein Kollege und ich versuchen zu reanimieren, Oliver und der andere wollen sich um die Angehörigen kümmern.

Eine ältere Frau steht neben mir und dem Opfer. Die Reanimation bleibt erfolglos. Ich glaube, sie ist tot. Oliver führt langsam und behutsam die ältere Dame ins Nebenzimmer. Leise lehnt er die Tür hinter sich an. Durch einen Spalt kann ich ihn sehen. Der Blickkontakt ist mir wichtig.

Der Rettungsdienst kommt. Der Notarzt übernimmt, zusammen mit dem Kollegen mache ich Platz. Oliver ist mit der Großmutter nach draußen gegangen.

Da stehen wir, und da steht Sven. Er hält sich immer noch die Ohren zu, seine Hände sind immer noch weiß. Er ist immer noch stumm und bewegt sich nicht. Tränen hat er immer noch keine. Ich will einfach nur zu ihm gehen und ihn trösten, ihn in den Arm nehmen. Ihm von meinen Kuschtieren den kleinen Hasen geben, den ich genau für solche Einsätze in meiner Tasche habe. Meine Beine machen keinen Schritt auf ihn zu. Die anderen sehen ihn auch alle an, aber nimmt ihn überhaupt jemand wahr? Seine Großeltern stehen fragend und hilflos, irgendwie ohnmächtig, auf dem Hof. Was nimmt Sven wahr? Was fühlt er? Er klettert in den offenen Wagen, der vor dem Haus steht und starrt durch die Windschutzscheibe geradeaus. Durch alles hindurch. Immer noch kreidebleich.

Der Tod ist offiziell festgestellt, das Fachkommissariat benachrichtigt, die Hände desinfiziert. Wir vier Kollegen stehen beieinander, neben uns die Rettungsassistenten. Der Notarzt spricht mit den Großeltern. Sven starrt weiter – wohin auch immer. Vielleicht starrt er seiner Mutter nach. Vielleicht sucht er sie. Ihm ist seine Mutter genommen worden, geht es mir durch den Kopf. Wie alleine er sich fühlen muss. Meine Beine bewegen sich immer noch nicht in

seine Richtung. Heute weiß ich, warum ich es nicht geschafft habe, auf ihn zuzugehen. Die Ohnmacht hatte uns alle ergriffen.

Wir warten bis das Fachkommissariat eintrifft, machen eine Übergabe. Die anderen Beiden fahren wieder zu ihrer Dienststelle. Die Großeltern gehen mit ihrem Enkel zu den Nachbarn. Wir stellen uns mit unserem Streifenwagen an die einsame Landstraße, um den bestellten Seelsorger in die Hofeinfahrt einzuweisen. Erneut eine kleine Übergabe. Wir führen ihn zum Haus der Nachbarn. Dann fahren wir. Melden uns frei und hoffen, dass jetzt nicht noch ein Folgeinsatz kommt. Aber der Nachtdienst müsste ja längst mit voller Stärke im Dienst sein. Jetzt sind die erst einmal dran.

Auf der Wache holen mich die alltäglichen dienstlichen Abläufe ein. Ich funktioniere wieder prima. Dann fahre ich alleine nach Hause.

Alleine ist auch Sven. Unsere Arbeit ist eben nicht nur Parksünder aufzuschreiben. Nein, das Menschliche stand und steht für mich immer im Mittelpunkt meiner Arbeit. Menschlichsein bedeutet auch Schwächen zu haben, versuche ich mir irgendwie entschuldigend zu sagen. Diese Schwäche war heute sehr groß. Wird Sven sich nach Jahren fragen, warum keiner für ihn da war, ihm keiner half? Ich würde ihn gerne wieder sehen, ihn in meine Arme schließen und diese Wunde, die in all den Jahren kleiner wurde, doch nie ganz heilte, in meinem Herzen schließen. Würde ihm gerne durch die dichten blonden Haare streichen, in sein sommersprossiges Gesicht sehen. Vielleicht hat es heute Farbe, vielleicht kann es lächeln oder Tränen hervorbringen. Wie es ihm wohl geht?

Ich weiß nur, dass er heute Vollwaise ist. Sein Vater brachte sich Wochen nach der Tat in der Zelle um.